**Zeitschrift:** Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
**Herausgeber:** Verein Saiten
**Band:** 19 (2012)
**Heft:** 212

**Rubrik:** Thema

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 07.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Thema

SCHAFFHAUSEN

## Milena Moser und ein bisschen Sperma

Milena Moser hat keine Ahnung. Das ist in etwa die Zusammenfassung des Stücks «Die Unvollendeten», in dem die Autorin sich selbst spielt. Das Programm ging im Schaffhauser Haberhaus Anfang April über die Bühne. «Frauenleben in der Schweiz» stand auf dem Eintrittsbillet und in der Medienmitteilung hiess es: «Dafür sorgen, dass am nächsten Morgen saubere Wäsche für Mann und Kinder bereit liegt – ist es das, was von Feminismus und Gleichberechtigung übrigbleibt?»

Oh! Feminismus! Den tun wir uns jetzt auch mal wieder an, dachte sich eine beachtliche Anzahl Kulturfreundinnen und Theaterfreunde. Milena Moser ist schliesslich keine Unbekannte in der deutschsprachigen Literatur; Büchern wie «Die Putzfraueninsel» und «Schlampenyoga» ist man zumindest schon mal begegnet. Die Ränge des Kulturklubs waren also voll. Grösstenteils Frauen mittleren Alters waren neugierig auf das Stück, für das die 49-jährige Autorin ihr Schauspieldebüt gab. Zusammen mit der Schtärneföifi-Sängerin Sibylle Aeberli hat die Schriftstellerin jahrelang am Projekt herumstudiert. Um die einzelnen Ideen zu ordnen, zogen die beiden Künstlerinnen die Berner Regisseurin Meret Matter hinzu (ja, die Tochter von Mani Matter).

*Sibylle Aeberli und Milena Moser: «Das Stück beschäftigt sich mit Feminismus.»* Bild: pd

Die Rahmenhandlung von «Die Unvollendeten» geht in etwa so: Taschenbuch-Autorin Moser und Kinderlieder-Komponistin Aeberli kriegen einen Riesenauftrag vom «Schweizer Fernsehen». Zum Nationalfeiertag sollen sie eine Show rund um die Schweizer Frau konzipieren; prominentes Trara zur besten Sendezeit. Der 1. August naht, die beiden Künstlerinnen chrampfen und sind ein bisschen ratlos.

Bei dieser Ratlosigkeit hört die Handlung des Stückes dann aber auf. Ab hier kommen eine lose Abfolge von Anekdoten, wild durcheinandergewürfelte Ideen und Bestandteile der fiktiven Frauen-Sendung. «Das Stück beschäftigt sich mit Feminismus», hatte Milena Moser in einem Interview angekündigt. Und tatsächlich: Aeberli singt Statistiken über ungerecht verteilte Löhne. Begleitet wird diese Hiobsbotschaft mit E-Gitarrenklängen und einem Refrain darüber, dass die Sängerin mehr Schuhe will. Am Schluss des Liedes fragt sie bange: «Hört man die Ironie irgendwie raus?» – «Ich hab das jetzt ernst genommen», antwortet Moser konsterniert.

Als nächstes liest die Schriftstellerin einen Leserbrief vor. «Sie sind eine elende Feministin», heisst es da, «ausserdem sind Sie eine Männerhasserin und schlucken bestimmt auch kein Sperma.» Hier weiss das mittelalterliche Publikum nicht mehr so recht, ob es lachen oder betreten schweigen soll. «Gerade bei den echten Begebenheiten sind die Zuschauer ganz geschockt», sagt Milena Moser über «Die Unvollendeten». «Sibylle und ich sehen uns dann nur an und denken: Ja, so ist es aber.» Es spricht für sich, dass genau die Abbildungen der Realität am meisten Unglauben hervorrufen. Umso bedauerlicher ist es, dass Moser im Stück nicht offenlegt, in welcher Form sie als Frau in der Öffentlichkeit Diskriminierung erfährt. «Die Unvollendeten» stellt keine konkreten Fragen und liefert keine Antworten – was die Schriftstellerin im Vorfeld auch klar konstatierte. Das Ergebnis: Viele Zuschauerinnen und Zuschauer verliessen das Haberhaus mit dem Kommentar, dass das «irgendwie zu feministisch» war. Wetten, dass dieses Urteil anders ausgesehen hätte, wenn der Begriff im Stück definiert, gar hinterfragt worden wäre? Wenn Feminismus nicht mit BH-Verbrennen und Männerhass verbunden wäre?

Die Denkströmung leidet unter dem eigenen Ruf. Feministisch ist es scheinbar, wenn Milena Moseri im Haberhaus oberflächlich über Emanzipation sinniert; auf keinen Fall aber verbindet man den Begriff mit Gleichstellung und dem berechtigten Hinterfragen von (teils schädlichen) Geschlechternormen. Dieses Klischee schmerzt. Es ist gleichzeitig der Grund dafür, dass junge, moderne Feministinnen und Feministen zeitweilig noch mehr zu kämpfen haben als ihre Vorgängerinnen – und dass es nicht reicht, wenn Milena Moser ein bisschen von Sperma redet.

**Anna Rosenwasser,** 1990, studiert Journalismus und ist freie Mitarbeiterin bei den «Schaffhauser Nachrichten».

TOGGENBURG

## Auf und ab – immer wieder

Jetzt wächst nicht nur das Gras, auch die Leute erwachen aus dem Winterschlaf. So scheint es zumindest. Die Menschen starten ihre Ideenmaschinen und es entstehen in allen Bereichen des Lebens Visionen. Die Tourismusdirektorin Christine Bolt wird das Toggenburg per Ende 2012 verlassen. Das spornt einige Denker dazu an, ihre Ideen öffentlich zu platzieren. Das grösste «Bikerparadies» Europas soll entstehen, zumindest in einigen Köpfen. Zwanzig beschilderte Routen gibt es bereits, Englisch wird es beworben, mit Toggenburger-Logo (Soll ja moderner wirken. Ich finde, es sieht aus wie die Werbung für eine Jugendherberge). Natürlich fehlt auch das Angebot für GPS-Touren nicht. VIPs werden trotzdem nicht in das Toggenburg kommen, aber zumindest gibt es unter Bikern auch Campingfreaks; für die gibt es dann genügend Möglichkeiten, wenn die Hotels standardmässig nicht mehr mithalten können. Gut – Aromat und Maggi-Menagen müssen auf den Tischen der Hotels und Restaurants vielleicht durch Redbull und Magnesiumdösli ausgetauscht werden. Ursprünglich wollte man die bestehenden, veralteten Hotels in strahlende Häuser im Hochpreissegment hochrenovieren. Ich finde ja auch, dass das Toggenburg etwas Besonderes ist, aber muss es gleich Schickimicki sein? Es ist vielleicht wie mit einer Haute Couture Modeschau, wo auch die extremen Ideen präsentiert werden, damit wir in den Auslagen der Boutiquen ein Mittelmass von tragbarer Exklusivität angeboten bekommen.

Eine andere erwachte Idee ist das Hemberger Bergrennen. Sie wurde vor einigen Jahren von zwei jungen Toggenburgern wieder aus der

Mottenkiste geholt und kann tatsächlich am 23. September gestartet werden. Durch alle kantonalen Bewilligungsinstanzen geprüft und bestanden. Das klar formulierte Konzept verhebet, und jetzt wird etwas Vergangenes und Kultiges neu aufgerollt. Für die einen ein langer Traum, der in Erfüllung geht, bei den anderen sorgt die Idee für Kopfschütteln; bei mir auch. Gwundrig bin ich trotzdem. Hätte ich nicht schon was Anderes vor, würde ich wahrscheinlich hingehen. Gleichen Datums aber wird arthur#7 in die Wanderschuhe steigen und über die sieben Berge ziehen. Eine Schar von Kunstschaffenden wird in einem zweitägigen Spektakel ihr Unwesen treiben.

**Daniela Vetsch Böhi,** 1968, Textildesignerin, umweltpolitisch Aktive und Mutter.

APPENZELL

# Schönheit allein reicht nicht

Seit einigen Jahren geht es abwärts mit meiner Handschrift. Kein natürlicher Alterungsprozess ist verantwortlich dafür, nein, soweit glaube ich die Sache mit geschärftem Verstand beurteilen zu können. Es ist die Tastatur, die, lange unbemerkt, mir zunächst den Fülli genommen hat und nun zunehmend auch Kugelschreiber und Bleistift überflüssig macht. Längst habe ich gelernt, ihre Vorzüge einzusetzen: Ihr manchmal mehr und manchmal minder rhythmisches Ttttt - ttt - tttttttt - tttt - t - t - t - tttt - tttttttt – tt überrundet jeden Versuch, handschriftlich ebenso effizient sein zu wollen. Sie hat mich unfrei gemacht, die Tastatur; ich kann nicht mehr ohne sie.

Manchmal werde ich nostalgisch, wenn ich meine alten Tagebücher durchblättere. Diese Handschrift – so unverkennbar die meine. Und immer, wenn ein Anflug von Nostalgie sich meiner zu bemächtigen droht, flüchte ich in die Geschichte. Sie ist mir ein Heilmittel; nicht weil früher alles besser gewesen wäre, so einfach ist das nicht. Der Blick in die Geschichte relativiert. Meine Flucht stoppt diesmal 1799, beim Osterexamen, das Anna Barbara Koller von Speicher im schulinternen Wettstreit den vierten Rang beschert hatte. Eine mit Blumenranken verzierte Initiale und im gleichen Stil gehaltene Ziermajuskeln und Auszeichnungszeilen prägen das Schriftbild ihrer schönen Examensschrift, die ich via Internet auf meinen Bildschirm zaubern kann. «Strebe mit Muth zu thun / was Gott und Menschen gefällig ist», beginnt der religiöse Text, der den ersten Absatz bildet. In den darauffolgenden Zeilen beweist die Schülerin zunächst, dass sie die deutsche Schreibschrift beherrscht. Es folgt ein Spruch in Latein, denn die lateinische Schreibschrift gehört auch zum Curriculum. Schliesslich malt die Schülerin A B C D E F G H J K (...) a b c d e f g h i j k l ll m n o p (...) lateinisch und deutsch und zum Abschluss

*Schönmalerei ohne Inhalt. Osterschrift von Anna Barbara Koller, Speicher, 1799.* Bild: Kantonsbibliothek AR.

0 2 3 4 5 6 7 8 9 10. Voilà. «O, man hat Beispiele, dass Kinder von ihren Eltern tüchtig ausgescholten, oder sogar geschlagen wurden, weil sie keine schöne Osternschrift herausbrachten. O, welch ein toller Unsinn!», kritisiert Adrian Schiess 1833 den Wettlauf in Kalligraphie, der das Schönschreiben nach Schema und nicht die Inhalte, geschweige denn das selbständige Denken und Handeln und die Kreativität fördere.

Geschichte als Heilmittel: Auch beim Osterschreiben war nicht alles Gold, was heute in der Bibliothek und im Museum glänzt. Und: Macht mich die Tastatur denn tatsächlich unfrei? Ich glaube, durch die Tastatur ein Stück Individualität, ein Stück Kreativität verloren zu haben. Verlustgefühle machen unsicher. Dafür habe ich Neues gewonnen: klarere Inhalte und weniger Zierrat. Und die Möglichkeit, meine Texte auf Reisen zu schicken, wohin ich will. Auch wenn meine Buchstaben aussehen wie die Buchstaben der anderen: Die Inhalte können aus selbständigem Denken und einem kreativen Ansatz geschöpft bleiben – und sind so, fast wie die Gedanken, frei.

**Heidi Eisenhut,** 1976, Historikerin und Leiterin Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden.

THURGAU

# Und täglich grüsst der Strassenbau

Die Thurgauer Kantonsratswahlen sind für Sie, liebe Leserin, lieber Leser, Geschichte. Mir bleibt in diesem kurz vor dem Wahltag verfassten Rundflug nur zu hoffen, dass sich der positive Trend «meiner» Partei, der SP, nach den in jüngster Vergangenheit vonstatten gegangenen kantonalen Exekutiv- und Legislativ-Wahlen auch im Thurgau fortsetzt. Obwohl es schwer werden wird angesichts der neuen Mitte-Parteien und der Bezirksreorganisation, die nun erstmals bei Wahlen ihre Auswirkungen zeigen werden. Gerade im neuen Bezirk Frauenfeld mit See- und Rheinanschluss geht die Spanne zwischen leicht urban und sehr ländlich weit auseinander. Befürchtungen, dass Diessenhofen oder Steckborn zumindest politisch untergehen, teile ich aber nicht.

So oder so: In den Tagen vor den Wahlen hat die SP Thurgau Geld verschickt. Genossinnen und Genossen durften sich über die postalische Zustellung eines Tausendernötlis freuen. Da lief die Spendensammlung für den Wahlkampf wohl gut, denkt man im ersten Moment, und merkt dann, dass das Konterfrei des kantonalen Baudirektors Köbi Stark – Sie erinnern sich, ein Kandidat für die Bundesrats-Longlist letzten Dezember – das violette Papier ziert und das Nötli sogar eine Million Franken wert ist. Angesichts der kürzlich präsentierten, zum dreizehnten Mal positiv abgeschlossenen Rechnung des Kantons kann es sich hierbei also kaum um eine Mikro-Inflation handeln. Die symbolische Geldverteilete markiert vielmehr den Auftakt des Abstimmungskampfes gegen den Strassengigantismus der Bodensee-Thurtal-Strasse (BTS) und der Oberlandstrasse (OLS), die dereinst Kreuzlingen mit Amriswil verbinden soll. Nach dem positiven Netzbeschluss des Kantonsparlaments lancierten die Sozialdemokraten zusammen mit den Grünen die Abstimmungskampagne. Die Vorlage kommt am 23. September vor das Thurgauer Stimmvolk. Die OLS soll 220 der Millionennötli kosten. Dafür will man die Motorfahrzeugsteuer um zehn Prozent erhöhen. Die Milliarde für die BTS werde der Bund übernehmen, teilte der Regierungsrat mit. Neue Strassen generieren per se neuen Verkehr. Die in meinem Fall knapp 26 Franken mehr Steuern machen den Braten auch nicht feist. Es wird trotzdem mehr gefahren.

Aber da war doch mal was im Jahr 2005? Damals lehnten die Thurgauerinnen und Thurgauer nämlich schon mal zwei Strassenbau-Projekte mit Gesamtkosten von über 600 Millionen Franken ab. Die BTS hiess anno dazumal noch T14 und fing 52 Prozent Nein-Stimmen ein. Zugegeben, Bodensee-Thurtal-Strasse tönt sympathischer. Da kann man sich bildhaft vorstellen, welche bezaubernde Kulturlandschaft im Mittel- und Oberthurgau verbaut wird. Die Oberlandstrasse – formerly known as Südumfahrung Kreuzlingen – kam damals mit 56 Prozent Nein-Anteil noch schlechter weg. BTS und OLS sind mittlerweile überarbeitet, in der Linienführung selbstverständlich «optimiert» worden. Seg's, wes well: unnötige Strassenbau-Projekte sind unnötige Strassenbau-Projekte. Sinnvollere, sicherere, konsensfähigere und für den Thurgau vor allem «wertvollere» Varianten der Linienführungen stehen nun nicht mehr zur Diskussion.

Die heutige Strecke von Kreuzlingen nach Amriswil oder ab Weinfelden nach Romanshorn zieht sich mit dem Auto ja wahrlich hin. Aber für irgendetwas gibt es ja ein ordentliches ÖV-Netz. Und sonst besucht man den Oberthurgau halt ein-, zwei- oder dreimal weniger. Tut ja auch nicht weh, finde ich.

**Mathias Frei,** 1980, ist Kulturveranstalter, Slampoet, Texter und Gemeinderat.

WINTERTHUR

# Für einmal Planwirtschaft

Nach dem Ausgleichstreffer war der Damm gebrochen. In der 82. Minute hatte sich ein dickes Stahlrohr der Bande, welche auf der Schützenwiese die Tribüne vom Spielfeld trennte, aus seiner Verankerung gelöst. Die Bande kippte nach vorn, die Fans purzelten auf den Rasen und der FC Winterthur via Penaltyschiessen in den Cup-Halbfinal. Seit dem Sieg gegen den FC St.Gallen ist die Stadt, wie man so sagt, im Fussballfieber.

Tausende standen an für Tickets für das grosse Spiel gegen den FC Basel. Der Verein hatte die Karten rationiert und wollte treuen Fans ein Vorkaufsrecht geben. Für ein Eintrittsbillet zum Ligaspiel gegen Vaduz gab es mit etwas Geduld auch eines für den Cupschlager. Die Schlange erstreckte sich über die gesamte Stirnseite des Stadions, wer Pech hatte, verpasste die ganze erste Halbzeit. «Glory hunters» kommentierten ein paar Jungs, die schon lange Jahre hinter dem Tor standen. Sie hatten sich über andere Kanäle ihren Eintritt schon gesichert. Die falschen Fans sind immer die anderen.

Es lag eine Ahnung von Schwarzmarkt in der Luft auf der Schützenwiese. Und tatsächlich sind die Preise für einen Stehplatz im Internet fünf Tage vor Spiel auf über siebzig Franken gestiegen; ein Sitzplatz kostete gut und gern das Doppelte. Das wäre für St.Gallen vielleicht nichts Besonderes, aber hier konnte man bisher jeweils noch zwei Minuten vor Spielbeginn ins Stadion spazieren. Wenn es sein sollte in den Finken, als hätte man nichts Besseres zu tun. Jedoch an jenem Montagabend, am 2. April, war es weit weniger reibungslos und gemütlich. Es war ein bisschen wie Planwirtschaft. Eine Stunde anstehen und mehr, bis es dann endlich so weit war: altes Billet abstempeln lassen (genauer: ein zweites Mal einreissen), 22 Franken rüberschieben, neues Billet in Empfang nehmen.

Was wollte er auch tun, Andreas Mösli, Geschäftsführer des FCW? Ein Bericht über die «Ticketverteilung», den dieser auf der clubeigenen Homepage aufgeschaltet hat, benannte die Faktenlage treffend: zu grosse Nachfrage, zu geringes Angebot. Da kann man nichts machen – ausser die Preise drastisch anheben oder in ein grösseres Stadion ausweichen. Beides wollte der FCW nicht. Ein anderer Spielort komme nicht in Frage, das sei man den Fans und dem Cup-Gedanken schuldig. Auch die Preise blieben moderat.

So hiess es für alle anstehen. Viele gingen leer aus und darüber waren nicht wenige verärgert. Die Verwalter des Angebots bekamen den Zorn der Nachfrage zu spüren. Gefühlte drei Millionen Hassmails, falsche Behauptungen und Drohungen habe er in den letzten Wochen erhalten, schreibt Mösli. Daneben seien auf der Geschäftsstelle auch circa 25 verständliche Reklamationen eingegangen. Es wäre natürlich hilfreich, wenn beim nächsten Mal für 2000 Interessenten mehr als eineinhalb Vorverkaufsschalter eingerichtet wären. Doch Sorgen muss man sich als Zuschauer nun erstmal ohnehin keine machen. Das nächste Mal mit so einem Publikumsandrang ist erfahrungsgemäss erst wieder in einigen Jahren zu rechnen. Bis dahin kann man getrost wieder in den Finken an den Match.

**Wendelin Brühwiler,** 1982, ist freier Journalist und arbeitet an der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Zürich.

VORARLBERG

# Worüber Max stets schwieg

Den Vorarlberger Rechtsanwalt und Schriftsteller Max Riccabona (1915–1997) lernte ich in den späten sechziger Jahren kennen. – Erst durch seine auffälligen, weil fast immer obskuren Diskussionsbeiträge nach Volkshochschulveranstaltungen, später in Bregenzer Cafés und Bars als eher unangenehmen Tischgenossen, der sich immer ungeladen hinzusetzte und einen mit dem wachsenden Crescendo seiner Satzkaskaden zuschwallte. Zu Beginn klangen manche seiner Geschichten durchaus interessant, aber

*Max Riccabona, links im Bild, war nicht immer ein angenehmer Tischnachbar.* Bild: pd

bald kannte man sie alle, was ihn nicht daran hinderte, sie jedes Mal von Neuem vorzutragen. Riccabona war seit 1967 teilentmündigt und stellte sich seinem freiwilligen wie unfreiwilligen Publikum stets als Schriftsteller vor, der an einem umfangreichen «work in progress» arbeitete, der «Tragikomödie des x-fachen Dr. von Halbgreyffer oder Protokolle einer progressivsten Halbbildungsinfektion». Unter diesem Titel erschien 1980 tatsächlich ein schmales Bändchen, aber meines Wissens fand sich wenig oder nichts von dem immer wieder behaupteten angeblich umfangreichen Konvolut an dazugehörigen Texten in Riccabonas Nachlass.

Unter seinen zahlreichen Anekdoten hat es jene von der Begegnung mit James Joyce in die offiziellen Riccabona-Biographien geschafft. Zum Beispiel heisst es in der Kurzbio im Brenner-Archiv der Uni Innsbruck: «Als Jugendlicher machte Max Riccabona in Feldkirch die Bekanntschaft des auf der Durchreise befindlichen James Joyce.» Der Wiener Germanist Andreas Weigel hat nun eine Studie vorgelegt, die belegt, dass es höchst unwahrscheinlich ist, dass Riccabona Joyce tatsächlich getroffen hat. Weigel formuliert, er habe «es eindeutig widerlegt», aber da man im Unterschied zu einem Ereignis ein Nicht-Ereignis wie dieses Nicht-Zusammentreffen nicht im juristischen oder im logischen Sinne «beweisen» kann, ziehe ich die schwächere Formel «höchst unwahrscheinlich» vor. Der damals siebzehnjährige Riccabona war zur Zeit von Joyces Feldkirch-Aufenthalt in der «Deutschen Heilstätte» in Davos in stationärer Behandlung und es kann anhand der von Weigel untersuchten Krankenaufzeichnungen, Briefen und Postkarten getrost angenommen werden, dass Riccabona die Begegnung imaginiert hat. Ein Onkel Riccabonas ist jedoch tatsächlich mit Joyce zusammengetroffen, und seine Nachkommen sagen heute aus, dass dieser Onkel sich sehr darüber geärgert habe, dass Max Riccabona später immer von einer eigenen Begegnung mit dem Iren erzählte.

Mein damaliger Freundeskreis und ich haben diese Joyce-Geschichte nie ganz ernst genommen, ebenso wenig wie Riccabonas behauptete Widerstands- und Geheimdiensttätigkeiten, seine angeblichen, nicht nur für sein fortgeschrittenes Alter aussergewöhnlichen sexuellen Fähigkeiten oder seine umfassenden literarischen Aktivitäten. Er sprach auch oft über seine Zeit als Häftling in Dachau und suchte eine Zeit lang jemanden, der ihm schriftlich Fragen stellen sollte, die er dann zusammen mit seinen Antworten als Briefroman veröffentlichen wollte. Als er niemanden fand, verfertigte er 1995 selbst das Buch «Auf dem Nebengeleise», das besser unveröffentlicht geblieben wäre. Ich schrieb damals in einer Rezension: «Seine Nazis sind Scheisse oder Ungeziefer, seine Mithäftlinge skurrile Gestalten, Politik wird auf Äusserlichkeiten reduziert wie die Schiebermützen der Kommunisten oder die Pullmankappe eines Spanienkämpfers. (...) Ein Buch mit Dachauer Lageranekdoten hat uns in der Bibliothek eigentlich nicht gefehlt.»

Was Riccabona niemals auch nur andeutungsweise erwähnt hat, ist, dass er in Dachau als Funktionshäftling zum Revierpersonal des KZ-Arztes Sigmund Rascher gehörte, der mit Himmlers Genehmigung extremste, von vornherein auf einen letalen Ausgang zielende Menschenversuche bis hin zu Vivisektionen machte. Die Schmerzensschreie der im Namen der Wissenschaft zu Tode Gefolterten waren nach Ohrenzeugenberichten an manchen Tagen stundenlang im ganzen Lager zu hören; in Riccabonas Erinnerungen kommt nichts dergleichen vor. Man mag das psychologisch verständlich finden, aber als Schriftsteller hätte Riccabona nur Bedeutung erlangen können, wenn er darüber nicht geschwiegen hätte.

**Kurt Bracharz,** 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

*Ist er oder ist er nicht durch den Wald ins Steinachtal gekommen? Die Meinungen über Gallus gehen des Öfteren auseinander.* Bild: Daniel Ammann

# Der Leckstein Gall

## *Der scheinbar vertraute Gründungsmythos um Gallus stammt aus dem Frühmittelalter. Heutiges Eventmanagement versucht die Annäherung an diese Zeit, die fremder und archaischer nicht sein könnte.*

VON **WOLFGANG STEIGER**

Das Klima ist rau. Schauerliche, sumpfige Urwälder bedecken die Gegend, die weitgehend unzugänglich ist. Wilde Tiere und Dämonen lauern demjenigen auf, der sich in den Wald wagt. Den Römern grauste es vor dem Arboner Forst, der die ganze Nordostschweiz überzog. Ihre Strassen führten durchs Rheintal, auf dem Thurgauer Seerücken und über die Linthebene um den unheimlichen Wald herum. Für den römischen Reiseschriftsteller Ammanius Marcellinus handelte es sich in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts bei dieser Region um einen toten Winkel im Imperium.

Menschenleer war die Gegend aber nicht. Eine zahlenmässig kleine Bevölkerung lebte in der Waldwildnis. Entflohene Sklaven, desertierte römische Soldaten (zum Teil aus Nordafrika stammend), Helvetier, vor dem Hochwasser des Rheins geflohene Romanen und Reste einer vorkeltischen Bevölkerung schlugen Lichtungen in den Wald, um als Selbstversorger zu überleben.

### Postapokalyptische Welt

Nach einer Staatskrise zerfiel das Römische Reich in zwei Teile. Die Soldaten zogen aus den Kastellen am Bodensee ab. Von 400 bis 700 nach Christus kühlte sich dann im Völkerwanderungs-Pessimum das Wetter ab. Es wurde feuchter und die Winter kälter. Doch nicht genug: In der Mitte der 540er Jahre brachten ein Meteoriten-Einschlag im Meer vor Australien und kurz danach ein gigantischer Vulkanausbruch in Indonesien eine globale Katastrophe von der Wirkung eines weltkriegsmässigen atomaren Doppelschlages. Die Folge war eine Kälteanomalie mit Hunger, Krankheit und Tod. Städte zerfielen und Dörfer starben aus. Die Überlebenden litten unter Endzeitängsten.

Im Europa nördlich der Alpen entstanden aus germanischen Foederaten auf dem Boden des untergegangenen Imperiums die zerstrittenen Königreiche der Merowinger. In dieses postapokalyptische Europa gelangten die irischen Wandermönche um Abt Columban, als sie von Irland übersetzten.

### Schon besetzt

Mehr als 200 Jahre seit dem letzten schriftlichen Bericht von der Bodenseeregion des Ammanius Marcellinus zeichnet ein unbekannter Schreiber die nächste Nachricht aus dem Arboner Forst auf: die Ankunft des Iren Gallus im Steinachtal, datiert auf das Jahr 612.

Im Grunde war der Platz beim Strudel unten an der Mülenenschlucht aber schon besetzt. Zwei nackte Frauen versuchten die Eindringlinge Gallus und Hiltibold mit Steinwürfen zu

vertreiben, erzählt der Schreiber der «Vetustissima». Er bezeichnet sie als dämonische Trugbilder. Spätere Illustrationen zeigen die Frauen mit Bocksfüssen. Bevor sie sich in die Hügel über St.Georgen zurückzogen, beschimpften sie noch den Heiligen Gallus als «missgünstigen und üblen Mann».

Wer Mythen feiert, hinterfragt sie nicht. An der Vergangenheit lutschen wie an einem Leckstein, heisst es in einer Zeile im Lied «Marketing» von Peter Licht. Im Fall der Gallus-Legende sind Texte aus dem Frühmittelalter erhalten, die den Waldbruder in seiner Widersprüchlichkeit ziemlich glaubwürdig als historischen Menschen erscheinen lassen. Die älteste Gallus-Vita, die «Vetustissima», soll nur eine Generation nach seinem Tod geschrieben worden sein. Fälschen geht nicht, aber hineinlesen und deuten immer. Grundlagenmaterial in Form von Büchern stellt das Gallus-Jubiläum verdankenswerterweise genügend zur Verfügung.

**«Die Augenpartie rot und schwarz bemalt, Wangen und Stirn blau, die Haare vom Hinterkopf lang in den Rücken fallend, mit einem geschorenen Lammfell bekleidet, einen Quersack auf dem Rücken.»**

### Standortmarketing im Frühmittelalter

Viele Fakten im Text aus dem 7. Jahrhundert über Gallus sind nahe an der historischen Realität. Anderes ist Öffentlichkeitsarbeit, um mit einem Heiligen einen Ort aufzuwerten. Man nehme einen geeigneten Siedlungsplatz, versehe ihn mit einer Heiligenlegende und die Investoren aus dem Hochadel machen ihr Geld locker für den Klosterneubau. Marketing à la Frühmittelalter. Wer den weiteren Verlauf der Geschichte kennt, weiss, dass die Gallus-Klause den alemannischen Siedlern mit ihren fränkischen Hintermännern in erster Linie als Vorposten zur Infiltration in den grossen Arboner Forst diente.

Christian Schmid sieht das anders. Auf das Jubiläum hin schrieb er in eigener Ermächtigung das Buch «Gallusland». Im Gespräch bei ihm zuhause im Reihenhaus in der Remishueb erklärt er das Zustandekommen der «Vetustissima» so, dass die lokalen Grössen nach Gallus' Tod mit einem unkontrollierbaren Phänomen konfrontiert waren. Aus dem ganzen Bodenseeraum pilgerte viel Volk zur Gallusklause im Steinachtal. Der Ruf des verstorbenen Waldbruders potenzierte sich in der zweiten Hälfte des siebten Jahrhunderts derart, dass, bevor die Legendenbildung ins Kraut schoss, ein des Schreibens Kundiger eine gültige Hagiographie erstellen musste. Die Tätigkeit des Hagiographen im Frühmittelalter bestand im Recherchieren der Lebensgeschichte eines Heiligen. Die Leerstellen durfte er dabei aber getrost mit Stereotypen füllen. Es ging bei seinem Job nicht um eine möglichst wahrheitsgetreue Schilderung. Vor allem aber war es Berufsstolz, bei der Wundertätigkeit des Porträtierten nicht zu geizen.

Ausser dem Journalisten und Buchhändler Christian Schmid verfasste auch der protestantische Theologe und Historiker Max Schär ein Gallus-Buch, das offizielle Jubiläumsbuch von 2012. Max Schär legt einen umfassenden Bericht über seine langjährigen Forschungen vor, der viele Fragen beantwortet und in dem auch kritische Stimmen zu Wort kommen. Bei Schmid und Schär handelt es sich aber beileibe nicht um die ersten und einzigen Autoren, die sich mit dem Thema beschäftigen. Die Literatur über die Transformation der Spätantike ins Frühmittelalter und über die irischen Klostergründer auf dem europäischen Festland geht ins Uferlose.

### Gallo, der Rätoromane

Wie es bei Mythen so üblich ist, passt auch beim St.Galler Gründungsmythos alles irgendwie zu gut zusammen. Der Verdacht der historischen Unglaubwürdigkeit ist nicht auszuräumen. Der katholischen Konfession dient Gallus noch heute als stimmige Nebengeschichte zur grossen Erzählung aus dem Evangelium. Erst seit einigen Jahrzehnten stellen Historiker zum Mythos Gallus kritische Fragen. Das Ehepaar Barbara und Hanno Helbling vermutete bei der Heiligenlegende eine Konstruktion von Mönchen aus dem 8. Jahrhundert, die damit die Autonomieansprüche des Klosters belegen wollten. In Wahrheit sei der Eremit im Steinachtal ein Rätoromane mit dem Namen Gallo gewesen. Der Gallus, der mit der Gruppe um Columban mitwanderte, habe durch die Namensähnlichkeit zur Verwechslung Anlass gegeben.

Die These der Helblings hielt sich nicht lange. Gallusforscher widerlegten sie. Gallus als historische Figur war rehabilitiert. Dafür stellte die sprachwissenschaftliche Forschung als nächstes seine Herkunft aus Irland in Frage.

Neben den sich zum Teil widersprechenden wissenschaftlichen Arbeiten wirkt die Erzählung «Gall Story» eines aus St.Gallen stammenden Schriftstellers ausserordentlich erhellend. Hans Rudolf Hilty schrieb den fulminanten Text zur Heiligenlegende als – wie er es nannte – «Schlechtachten» zuhanden der Jury. Er erschien 1977 im Erzählband «Risse». Hiltys Spielregel des Vermischens der Geschichtswissenschaft mit schriftstellerischer Inspiration kommt der Wahrheit zweifellos nahe. Gerade deshalb braucht es Dichter; bei ihnen weiss man, woran man ist. Pikanterweise gehört Hans Rudolf Hiltys Bruder, der bekannte Sprachwissenschaftler Gerold Hilty, zum harten Kern der Gallus-war-kein-Ire-Fraktion. Für Hans Rudolf Hilty war aber klar: «Gall, der Gäle, war geboren in die Welt der Druiden und Barden, noch eh er gebildet war durch die Welt der Heiligen Schrift und die Gelehrsamkeit antiker Autoren, die er schreiben lernte in griechischen und lateinischen Lettern.»

### Die Geschichte neu erzählen

Hans Rudolf Hilty nennt im Vorwort zu «Risse» den Namen des italienischen Regisseurs Pier Paolo Pasolini. Den Text über Gall, den Gälen, versteht er als Pasolini-Film. Wie bei «Il vangelo secondo Matteo», «Edipo Re», «Medea», «Decameron», «I racconti di Canterbury» und «Il fiore delle mille e una notte» möchte Hilty eine von der Tradition ausgelaugte Legende als neue Geschichte erzählen. Wer sich die Darsteller in Hiltys Gall-Film als gepflegte Mönche mit sauber ausrasierten Bärtchen und kreisrunden Tonsuren in frisch gebügelten Kutten vorstellt, liegt falsch. Hilty beschreibt, wie die irischen Mönche mit ihren ungewohnten Tonsuren auf dem Obersee, der damals bis nach Tuggen hinauf reichte, anruderten und den Leuten mit ihrer Erscheinung Angst eingejagt haben mussten: «Die Augenpartie rot und schwarz bemalt, Wangen und Stirn blau, die Haare vom Hinterkopf lang in den Rücken fallend, mit einem geschorenen Lammfell bekleidet, einen Quersack auf dem Rücken.»

Hilty scheut auch die für einen Heiligen wenig schmeichelhaften Teile der Überlieferung nicht. Diese machen die Figuren plastisch. Ähnlich geht Christian Schmid in «Gallusland» vor. Er zieht die Trennlinie zwischen Heiden- und Christentum nicht streng. Beispielsweise lesen wir bei ihm ausführlich über den Fluch Columbans gegen die Tuggener, nachdem diese Gallus töten und Columban foltern wollten. Gallus hatte auf Befehl von Columban deren Heiligtum angezündet und Statuen und Opfergaben in den See geworfen. «Columban betete: Gott du Lenker des Himmels, nach dessen Willen das ganze Weltgeschehen abläuft, mache dieses Geschlecht zuschande, damit ihr übles Vorhaben gegen deine Diener auf ihr eigenes Haupt zurückfalle! Ihre Kinder seien dem Untergang geweiht! Mögen, wenn sie zur Lebensmitte gekommen sind, Stumpfheit und Wahnsinn sie erfassen, so dass sie von Schuldenlast erdrückt, ihre Schande erkennen und sich bekehren! So erfülle sich an ihnen des Psalmisten Weissagung: Seine Untat wird zurückkehren auf sein Haupt, und auf seinen Scheitel wird sein Frevel niederkommen.»

### Flucht aus Tuggen

Wie es sich gehört für einen Gallusforscher, fand auch Christian Schmid einen Aspekt, der auf seine Art neu in der Rezeptionsgeschichte ist. Er glaubt nicht, dass die Mönche und ihr Abt, nachdem ihnen in Tuggen der Boden unter den Füssen zu heiss wurde, auf der offenen Römerstrasse über Castrum Prata (Kempraten), Vitudurum (Oberwinterthur), Ad Fines (Pfyn), Tasgaetium (Eschenz) nach Arbor Felix (Arbon)

gelangten. Die Verfolger hätten sie eingeholt und Gallus erschlagen oder erstochen. Wären sie auf ihrem Floss nach Kempraten gerudert, hätten die Tuggener sie mit ihren Kanus eingeholt und womöglich wäre die ganze Gruppe ertrunken. Dasselbe wäre auch passiert, wenn sie Richtung Walensee geflohen wären. Christian Schmid kann sich der Meinung von Max Schär nicht anschliessen, der glaubt, der Weg über den Rickenpass durch das Thurtal wäre zu mühsam und gefährlich gewesen. Im Gegenteil bestand seit Urzeiten ein Verbindungsweg zwischen Zürich- und Bodensee quer durch den grossen Wald. «Da drin fühlten sich die Mönche aus Irland, die keine Städter waren, sicher. Es war ihnen wohler, in Irland gab es damals noch keine Städte. Sie suchten ja richtiggehend die Einsamkeit abseits der Menschen. Zur Natur hatten sie eine äusserst innige Beziehung», sagt Christian Schmid.

### Der rote Gallus

Vielleicht verantwortet Christian Schmids biografischer Hintergrund seine Herangehensweise an die Gallus-Legende. In St.Gallens wilden Jahren Anfang der Siebziger betrieb er am Rande der damaligen Langhaarigen-Szene an der Schwertgasse 17 ein Teestübli. Ausserdem gehörte er zu den Herausgebern der St.Galler Polit-Zeitschrift «Roter Gallus». Als die Bundesanwaltschaft gegen dieses harmlose Blättchen wegen Aufforderung zur Verweigerung des Militärdienstes Anklage erhob, war Schmid Sitzredaktor. Später wanderte er nach Frankreich aus. Erst als er wieder zurückkam, begann er sich für die Gallusgeschichte zu interessieren. Ein Kreis schloss sich. Was mit dem Hefttitel «Roter Gallus» anfing, sollte in der intensiven Beschäftigung mit dem Heiligen seine Fortsetzung finden.

Eine Frage an Christian Schmid zum Slogan «Wir sind Gallus»: Wer war denn dieser Gallus? – «Er war ein eigenwilliger Mensch. Die Überlieferung berichtet von Missachtungen von Befehlen seines Abtes Columban. So fischte Gallus einmal nicht, wo Columban es wollte, weshalb er nichts fing und sich dadurch verriet. Schlimm war seine Weigerung, mit den Mönchen weiter nach Italien zu ziehen. Columban wurde deswegen so zornig, dass er ihn, seinen Lieblingsschüler, exkommunizierte. Erst auf dem Sterbebett machte er dies rückgängig. Typisch irische Emotionalität, wie sich die beiden zerstritten, um dann doch wieder in Liebe zueinander zu finden. Aber Gallus verhielt sich auch den Mächtigen gegenüber widerständig. So floh er vor der Aufgabe des Herzogs Gunzo, dessen kranke Tochter Fridiburga zu heilen, nach Grabs. Als er zum Bischof von Konstanz gewählt werden sollte, sagte er ab und portierte den Diakon Johannes, den er in Grabs kennengelernt hatte. Ebenso lehnte er dankend ab, als die Mönche aus seinem früheren Kloster Luxeuil eine Delegation in den Steinachwald schickten, um ihn für den vakanten Posten des Abtes anzuwerben. Gallus hatte Zivilcourage.» Christian Schmid entdeckt jetzt auch Zusammenhänge zwischen seinem politischen Engagement beim «Roten Gallus» und dem Interesse am Leben des Heiligen. Es ist der Mut, den er damals brauchte für sein Engagement in der Zeit nach '68. Denselben Mut glaubt er auch bei Gallus festzustellen, obwohl er vor 1400 Jahren gelebt hat. Nur bei der Unterdrückung der Sexualität und der rigorosen Askese hört das Verständnis auf. Da ist ihm Gallus fremd.

Weshalb wurden die Iren überhaupt derart fanatische Christen? «Die keltische Religion war wie das Christentum damals auch ganz auf das Jenseits ausgerichtet. Nur glaubte man in Irland an die ewige Wiederkehr. Du kommst auf die Welt, stirbst und kommst wieder auf Welt und so weiter. So ging es schon seit Jahrtausenden. Die Römer hatten Irland ja nie erobert. Es war der Gedanke der Erlösung, der die christliche Religion für die Iren so attraktiv machte.»

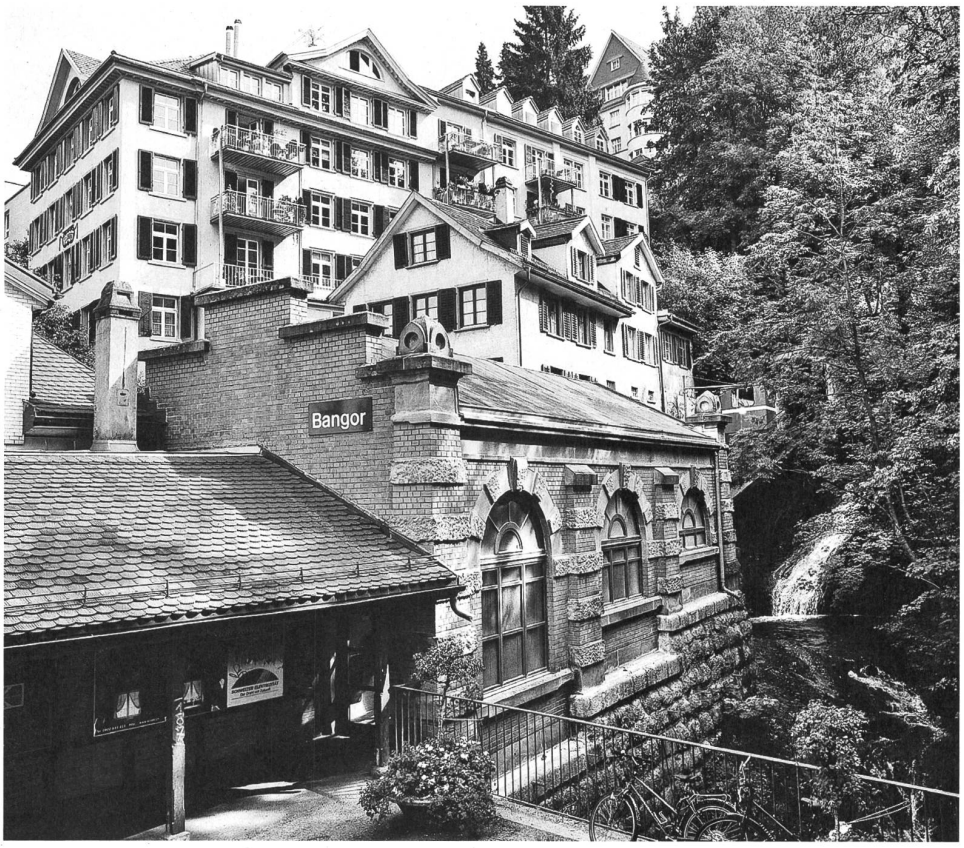
### Ein Jahrhundertevent

Einem ungeschriebenen Gesetz zufolge feiert in St.Gallen jedes Jahrhundert ein Gallusjubiläum. 1951 ging es um das Gedenken an den 1300-jährigen Todestag. So genau war zwar Gallus Todesjahr nicht bekannt, den Schätzungen nach muss er zwischen 627 und 660 gestorben sein, aber kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges hatte die Veranstaltung einen tieferen Sinn. Bischof Josephus Hasler schrieb in der Festschrift: «Mögen dadurch die guten internationalen Beziehungen, welche heute so stark ersehnt und hoch geschätzt werden, eine hoffnungsvolle Förderung erfahren.» Das war doch noch eine echte Aufgabe, die mit dadurch zustande gekommenen Kontakten nach Frankreich, Deutschland, Österreich und Irland Sinn ergab.

Für 2012 sind «Events» angesagt. Stadt und Kanton St.Gallen jubilieren wegen den 1400 Jahren, seit Gallus angeblich im Steinachtal angekommen sein soll. Das Gallus-Jubiläum instrumentalisiert beispielhaft die Vergangenheit als traditions- und identitätsstiftend gegen eine ungerechte und immer gleichförmigere Welt. Der «Gründungsmythos» als Leckstein behebt aber nur oberflächlich den Mangel an gesellschaftlicher Solidarität. Denn solche Vorgänge verfälschen die historischen Realitäten nicht selten extrem. Zudem: PR-Texter und erbsenzählerische Wissenschaftler hauchen einer von buchstäblich tausendjährigem Kirchenmief vertrockneten Geschichte kein Leben ein.

Wie war das nun mit der Stadtgründung? Waren Gallus und Hiltibold high, als sie die «Teufelinnen» beim Baden in der Steinach sahen? Die Frauen waren wohl wirklich aus Fleisch und Blut. Oder seit wann werfen Trugbilder Steine?

**Restaurant Drahtseilbahn St.Gallen.**
Sonntag, 13. Mai, 11 Uhr. «Der runde Tisch» Hanspeter Spörri (Journalist) im Gespräch mit Christian Schmid.




*Ist er oder ist er nicht aus dem Kloster Bangor gekommen? Abmontiert wurde die Tafel nicht aus wissenschaftlichen Gründen, sondern weil sie angeblich die Touristen auf der Suche nach der Mühleggbahn verwirrte.* Bild: Daniel Ammann

# تحت الصيانة

*(Under construction)*

Am Nachmittag vor dem Beginn der Buchmesse komme ich in der futuristischen Halle in Abu Dhabi an. Ein Heer von Arbeitern ist mit dem Aufbau der Stände beschäftigt: Moscheen, Motorboote und Oasenburgen im Heritage-Stil werden nachgebildet. Ich kann mir nur schwer vorstellen, dass am nächsten Tag alles für die Eröffnung parat sein soll. Greta Foeth, die den Schweizer Stand betreut, empfängt mich und weist mir den Weg zum «Illustrators Corner».

Die Hierarchie unter den Arbeitern ist augenfällig. Pakistani, Bangladeshi, Inder, Koreaner und Tamilen machen den schweisstreibenden Job; Emirati sind erst wenige anzutreffen. Die Klimaanlage wird am nächsten Tag eingestellt und ich bin bachnass unter meiner sittlichen Kleidung. – Ich weiss noch nicht, dass ich die nächsten Tage wieder froh um mein Wolljäckchen sein werde: Die Halle wird auf Kühlschranktemperatur heruntergekühlt und man begibt sich nach draussen, um sich etwas aufzuwärmen.

Der Stand für die Illustratorinnen ist noch immer im Aufbau. Die Wände, an die wir unsere Arbeiten hängen sollen, werden weiss gestrichen. Mein Name in arabischer Schrift liegt zum Aufkleben bereit. Auf die Frage, wann ich einrichten könne, bekomme ich die Antwort: «Maybe in two hours, it's under construction.» – Dieser geflügelte Ausdruck ist ein Vorbote, denn in den folgenden Tagen werde ich ihn immer wieder zu hören bekommen. Alles in diesem Land ist im Begriff, ausgebaut zu werden – noch grösser, noch monumentaler.

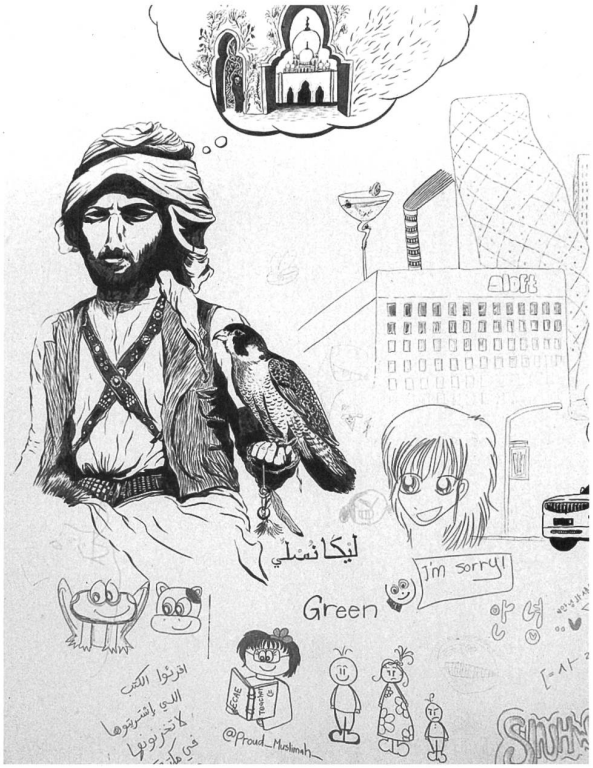
## Schminke unter den Tuchschichten

Ich verschiebe das Bilderaufhängen und schaue mir die kürzlich fertiggestellte Sheik Zayed Grand Mosque an. Am Stadtrand taucht im warmen Dunst des Abendlichts die riesenhafte Moschee mit vier Minaretten und über achtzig Kuppeln auf. Die ornamentalen Blütenintarsien sind unglaublich. Im Innern hängen gigantische Kronleuchter aus Swarovski-Steinen und der weltgrösste handgeknüpfte Teppich bedeckt den Boden. Kitsch pur. Altes, wie wir Europäer es an fremden Orten lieben, bekomme ich nicht zu Gesicht. Am Abend, in

meinem Oversizebett, entdecke ich an der Decke ein Täfelchen mit Moscheesymbol und Pfeil Richtung Osten.

Um vom Hotel ins Messegelände zu kommen, müsste ich nicht mal nach draussen: Rolltreppe runter und endlose Hallen entlang. Alles wird hier ständig geputzt, jedes Papierli sofort entsorgt. Auch hier gibt es Räume zum Beten, für Männer und Frauen separat. Die meisten Emirati tragen traditionelle Kleidung. Die Männer tragen weisse Gewänder, Sandalen und Kopfbedeckungen, die bestimmt ihre Codes haben. Die Frauen wirken sehr elegant in ihren durchwegs schwarzen Abayas und Kopftüchern. Sie sind selbstbewusst und sprechen perfektes Englisch. Meistens sind nur die Augen sichtbar, oft sind auch die verschleiert. Unter den unergründlichen Tuchschichten sind sie stark geschminkt, die Schuhe leuchten in allen Farben und sind mit Glitzersteinen geschmückt. – «Irgendwo muss ‹es› einfach raus», sagt mir Nasim, eine iranische Zeichnerin.

Nasim lebt seit einigen Jahren in Sharjah, einer Stadt in den Arabischen Emiraten. Sie habe keine Zukunft als Künstlerin im Iran. Gleich geht es Manar und Ibrahim aus Syrien. Sie haben Damaskus vor längerer Zeit verlassen. Sie sind zwei junge Illustratoren, die ich von ihrem Äusseren her eher nach Zürich oder New York getan hätte. Sie beherrschen die westliche und die arabische Schrift, bewegen sich zwischen archaischen Strukturen und Hightech. Sie verstehen nicht, dass ich nicht auf Facebook bin. Hier ist dieses Netzwerk ein dringenderes Bedürfnis als in Europa. – Es ist der Schlüssel zur Welt.




*Vielvölkergraffiti beim Stand von Lika Nüssli.*

**Im Rahmen des Erlaubten**

Im Gespräch finden die Illustratoren aus den verschiedensten Ländern viele Gemeinsamkeiten: Wir machen Bilder, die sprechen, und wir versuchen, unsere Kunst zu veröffentlichen. Jeder hat hier seine Ecke mit Pültli, Spot, Pinwand und versucht sich zu vermarkten. Nabeel ist der Standchef und Mädchen für alles. Am ersten Tag ist er nervös, er hat eine kurze Rede für den eventuellen Besuch des Scheichs vorbereitet. Aber als His Highness Sheikh Mohammed bin Zayed Al Nahyan nach der Eröffnung durch die Gänge schreitet, gefolgt von einem Schwarm Fotografen, rauscht er nur schnöde an unserem Stand und dem zur Rede ansetzenden Nabeel vorbei.

Ich hatte nicht vor, an der Messe assoziativ drauflos zu malen, da ich mit meiner Fantasie in Teufels Küche geraten könnte. Ich habe dann aber doch im letzten Moment schwarze Farbe und Pinsel eingepackt. Um mich auf kein Risiko einzulassen, male ich auf einer grossen weissen Wand direkt bei meinem Platz eine Fotografie ab, die den jungen Sheikh Zayed mit Falke in der Wüste zeigt. Die Symbolkraft dieses Bildes war mir nicht bewusst. – Die Leute preisen mich und das Porträt ihres Übervaters. Gerne würde ich eine kleine Mickey Mouse auf seiner Schulter sitzend dazu malen oder einen grossen Vogel, der sich im Turban eingenistet hat. Aber meine arabischen Freunde raten mir dringend davon ab.

Lange weiss ich nicht, wie ich mit dem Bild weitermachen soll. Ich habe Mühe, mich mit diesen Auflagen zurechtzufinden. Irgendwann finde ich aber den Rank, wie ich etwas Persönliches dazu zeichnen kann, jedoch im Rahmen des Erlaubten bleibe. Später beginnen auch andere Zeichner, auf die grosse Wand zu malen. Mit der Zeit wollen sich sogar Besucherinnen, vor allem junge Frauen und Kinder, beteiligen. – Und es gibt Burschen, die fragen: «How much is it to draw?» Wir realisieren, was für ein grosses Bedürfnis das Mitmalen ist und so entsteht ein riesiges Vielvölkergraffiti.

**Die Baustelle nachhause nehmen**

Es gibt auch allerhand Kauze an der Messe. Ein Verkäufer von einem Nachbarstand, kurioserweise dem jungen Walt Disney wie aus dem Gesicht geschnitten, belagert uns täglich mit seinen Ansichten. Er stellt Parallelen zwischen uns und Hitler her – der habe auch gemalt. Groteskerweise ist ein paar Stände weiter «Mein Kampf» auf arabisch zu finden. Es bleibt aber wenig Zeit, sich die Messe genau anzuschauen, denn wir sind damit beschäftigt, Bücher zu signieren, zu skizzieren, Interviews zu geben und auf Podien zu reden.

Eine öffentliche Diskussion über den Boom der Graphic Novel mit den Schweizern Christophe Badoux und Daniel Bosshart sowie dem Algerier Khalil, der mit «Zhara's Paradise» sehr erfolgreich ist, darf ich jedoch nicht verpassen. Nach der Veranstaltung bin ich enttäuscht: Khalil formt das Gespräch zu seinem Auftritt. Er predigt ununterbrochen die perfekte Symbiose von Bild und Text im Comic. Nichts Neues. Ich bin da ohnehin anderer Meinung; Bilder allein können eine ungeheure Kraft entfalten und eine Geschichte fern von Worten erzählen. Dafür macht mir ein Interview mit der französischen Illustratorin Delphine Jacquot ungeheuren Eindruck. Wie akribisch sie in ihrer Arbeit vorgeht und mit welcher Offenheit und Natürlichkeit sie erzählt, ist grossartig.

Ohnehin sind es reiche Tage, von denen ich auf verschiedensten Ebenen profitieren kann. Auch für mich wird es wieder neue Baustellen, neue Horizonte, neue Ansichten geben nach dieser Reise. Beim Heimflug sehe ich noch lange die Stadt Dubai mit den gigantischen Gebäuden und dem alles überragenden Burj Khalifa; darum herum nur Wüste und draussen im Meer der aufgeschüttete Sand für die neue Inselstadt – «under construction», denke ich bei mir.

**Lika Nüssli,** 1973, ist Illustratorin und wurde von Pro Helvetia, dem Schweizer Buchhändler- und Verleger-Verband und der Kitab nach Abu Dhabi an die International Book Fair 2012 eingeladen.

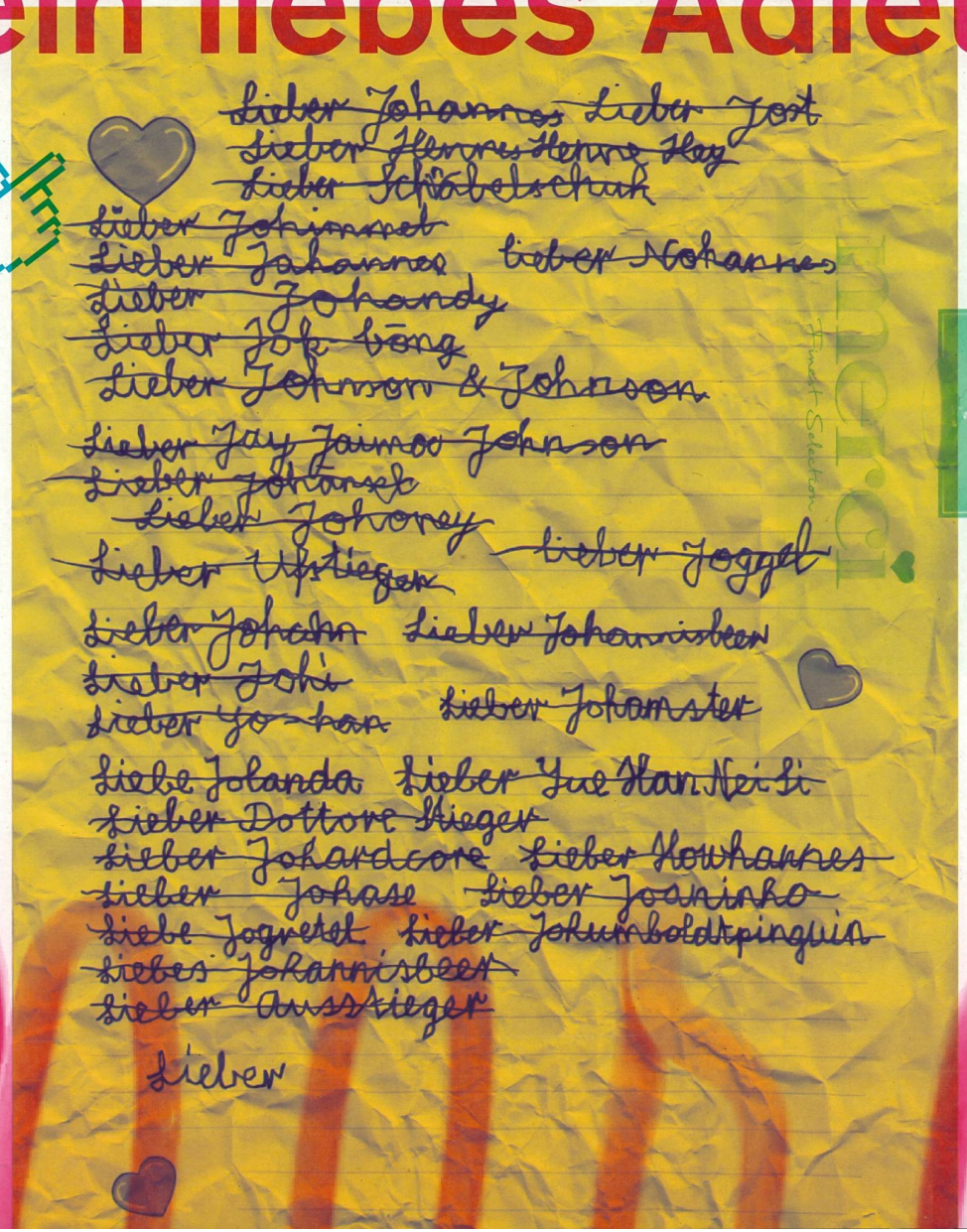
# Ein grosses Klatschen und ein liebes Adieu

**Johannes Stieger hat «Saiten» über sechs Jahre lang geprägt, er hat das Schiff geschaukelt, auch wenn die See rau wurde und liess sich nie hinreissen. Am liebsten wirkte er im Hintergrund, da wo der Applaus meist nicht hinreicht. Nun verlässt er «Saiten» als Redaktor – aber sang-und-klanglos lassen wir ihn nicht gehen, sondern reissen zum Abschied den Vorhang auf und lassen seine Freundinnen und Freunde die Laudatio halten und klatschen kräftig mit:**

**NERVT BITZ** Ach Jost, tschautschau und tausendmaldanke für den unermüdlichen Antrieb in den Innereien dieser sozialen Skulptur namens «Saiten»; du warst ein einzigartiger Verwifler, wenn die Stricke da und dort mal wieder zu reissen drohten. Dutzende Mails belegen, was auch in deinen Texten aufschien: der mild-frech-herzhaft-skeptische Humor des Seebubs, der vor den eigenen Reihen und angeblichen Autoritäten nicht halt machte. Bitte schreib weiterhin unter Einsatz aller mundartlichen Mittel, wie ich es von niemandem kenne: «Wenn die Goofen umsverroden durchs Foyer seckeln, nervt das zwar bitz und ist wohl eh für die Füchs, aber sicher kein huren Seich, sondern saulustig.» Bleib uns erhalten, auch wenn manches bitz nervt. Sonst hilft immer ein knoblauchgestopfter Ofengüggel, gell! Mit deinen Worten: Allerbeste Grüsse vorwärts!

Marcel Elsener, mit Johannes herkunfts- und sogar bitz blutsverwandt.

**NOT A DAY TO DIE** Wir teilten Kühlschrank und Kaffeemaschine, persönliche Schicksalsschläge, lästerten über das dreckige Geschirr und gleichzeitig stattfindende Sitzungen und wir machten manchmal Musik zusammen. Im Chefbüro des St.Galler Motel zum Beispiel oder in einer gekachelten Joghurthalle




**HAU DRAUF!** Im Rückblick scheint es mir, als sei er immer an seinem Platz gesessen, wenn ich kam – und wenn ich ging. Hinten links im «Saiten»-Büro am Oberen Graben. Der lange Rücken über die Tastatur gebeugt. Ein frohes Winken, ein «Sodeli» oder «Hopp», und er tippte weiter. Seine Ausdauer war schier unendlich. Nur selten liess er sich aus der Ruhe bringen. Aber einmal hat er auf den Tisch gehauen, auf die Bar-Theke, mit geballter Faust, dass der Aschenbecher hüpfte. Leider weiss ich nicht mehr, worum es ging; ich hatte irgendetwas kritisiert. Aber an den Gesichtsausdruck erinnere ich mich genau. Wir waren beide erstaunt, haben gelacht und von da an freudiger miteinander debattiert.

Sabina Brunnschweiler, war schon «Saiten»-Redaktorin (2004 bis 2008) als Johannes 2006 mit ins Boot stieg

**VOM HAFENVIERTEL** Johannes und ich haben während unserer Lehre im Architekturbüro in Rorschach jeweils mit dem Vermessungsgerät Pedalos auf dem See beobachtet und Wettweitfliegen mit Papierfliegern veranstaltet. Er hat dann in Zürich Industriedesign studiert, wo er in einer kleinen Dachwohnung im Niederdorf gewohnt hat. Zu dieser Zeit spielten wir in einer Band, die denn sinnigen Namen Denner

stand Kuhn am Bass, Rohr am Schlagzeug, ich an elektronischen Geräten und Johannes an einem Sampler oder ähnlichem. Das war immer «not a day to die», der sich barmherzig in die Erinnerungsmatrize einbrannte.

Karin Bühler, Künstlerin und langjährige Büronachbarin von Johannes.

**AN EINEM TISCH** Was mir auffiel, als wir an unserem ersten Tisch sassen: weitreichendes Zuhören. Einige Tische später: Setzenlassen von dem, was in die Runde geworfen oder auf den Tisch geknallt wird; Stehen- und Nachklingenlassen – für Stunden oder auch Tage –, was rundherum so fleissig eingeordnet und vorzeitig entsorgt wird. So an einem Tisch zu sitzen oder auch zwischen Türen zu stehen und offen zu bleiben, ohne gleich abzuräumen oder eine handelsübliche Pose einzunehmen: Das ist eine Haltung, für die es kaum Applaus gibt. Bald kommt wieder ein Tisch. Und wir setzen uns und trinken darauf.

Der Tisch, an dem Adrian Riklin (bis 2002 Redaktor bei «Saiten») Johannes kennenlernte, stand im Dezember 2005.

**SOULTIGER MIT WECHSELNDEN NAMEN** Als DJ Hidden Track oder DJ Rücktritt kennen Johannes wohl die Wenigsten. Es ist auch nicht ganz einfach mit DJ-Namen, die selten ein zweites Mal zum Einsatz kommen. Eine Karriere zwischen Flughäfen und dunkeln Kellern ist bei Johannes nach dem «Saiten»-Abschied sowieso nicht zu erwarten – sein Eifer in der Sache hält sich in Grenzen. Ein formidabler Plattenleger mit mehr Herz und Wissen als sogenannte Skills ist Johannes aber trotzdem. In wilder Reihenfolge kommt bei ihm von Post-Punk bis Hip-Hop, über Soul, Afrika und Techno alles in die Kiste. Wehe aber es kommt zu später Stunde ein betrunkenes Bürschchen mit grosser Klappe und betriebsbereitem Ipod angetanzt!

Damian Hohl, verbrachte unzählige Nächte mit Johannes hinter den Plattentellern.

Herzlichste Grüsse von Anna Frei & Noemi Landolt

**SCHREIBENDER GESTALTER** Ideenreich, anregend, begeisternd, mitreissend, zupackend, zuverlässig, humorvoll, geduldig, hartnäckig, überzeugend, detailgenau, geradlinig, respektvoll, umsichtig – erlebte ich ihn die letzten Jahre über als Gestalter in unseren Museumsprojekten. Herzlichen Dank Johannes, für die wunderbare Zusammenarbeit! Ich freue mich auf weitere spannende Projekte mit Dir.

Hannes Geisser, Direktor Naturmuseum Thurgau.

**GESTATTEN: J.AUF-STIEGER** 2010 stieg der SC Brühl von der 2. in die 1. Liga auf. Wir brauchten ein Aufstiegsshirt. Johannes, der Brühl gestalterisch schon lange prägt, kam auf die Idee, die Eins in der Jahreszahl als dicken, nach oben zeigenden Pfeil zu gestalten. Schon bei der Ausarbeitung witzelten wir im «Saiten»-Büro: «2011 gibt es einen Doppelpfeil nach oben.» Die Brühler machten uns den Gefallen: im Juni 2011 durften wir die Idee umsetzen. Mit drei dicken (unentgeltlichen) Pfeilen waren die «Kronen» mit 300 000 Franken in der gleichen Liga angekommen wie der FCSG mit sieben Millionen. Und Johannes ist für mich seitdem fraglos der «Uf-Stieger».

Richard Zöllig, arbeitete mit Johannes in drei «Saiten»-Büros: Am Oberen Graben, Blumenbergplatz und an der Schmiedgasse.

2010

SC BRÜHL ST.GALLEN 1901

ZURÜCK IN DER 1. LIGA!

**LIEBER JOHANNES,** Du wirst uns fehlen beim Planen von weiteren Lesungen im «Saiten»-Büro mit Deiner Begeisterungsfähigkeit, Deiner Hilfsbereitschaft, Deinen braunen Hemden, Deinen Parisienne mild, Deiner Lakritzbrille, Deiner Liebenswürdigkeit, Deinen guten Ideen, Deinem unvergessenen Gastauftritt bei Jörg Fausers Eckenlieger Blues … und deswegen seien Dir noch ein paar Sätze aus seiner Feder mit auf den Weg gegeben: «Bleibe, was du bist, tu deine Sache, geh deinen Weg und verteidige ihn gegen alle Apostel, sei ihr Name Legion.»

Grüsse und Küsse! Diana, Marcus und Willi von Theater am Tisch.

Besetzerszene mit «schnäller, härter, lütter, Denner» gefeiert wurde. Doch es zog ihn wieder zurück ins Hafenviertel. Mit dem Hafenbuffet haben wir die Möglichkeiten kollektiver Betriebsführung ausgelotet und unsere Vorstellung einer Bar als öffentlichem Wohnzimmer verwirklicht.

Ronnie Ambauen, hat mit Johannes seine Jugend- und Lehrzeit verbracht und diverse Projekte im Kulturbereich umgesetzt.

**ALL DAS** Das Trömmelen deiner Schuhe unter dem Tisch, das Pfeifen durch das Treppenhaus, deine Wanderschaften am Telefon, die Heftabschlüsse, wenn vor lauter Lachen, alles plötzlich ganz leicht wurde, deine so geduldigen Ohren, die auch in struben Zeiten stets offen waren für die kleinen Sörgeli deiner Gspänli, deinen unverwechselbaren Humor, mit dem du wegen unseren Knöpfen in der Leitung manchmal ganz alleine warst, die Musik, die oft mit schönen Überraschungen, aus deiner Ecke zu uns rüber rieselte, die Wonne, mit der du alle mitgebrachten Leckereien radibutz weggefuttert hast, die Ruhe, die du immer ausgestrahlt hast, auch wenn es in dir drinnen hibbelte. Das alles wird uns fehlen! Dankedanke und Hopp de Bäse.

Deine Pappenheimers: Anna, Gabriela, Peter und Andrea, das verbleibende «Saiten»-Team, und Carol und Michael, die «Saiten»-Grafiker